

Konzerne gehen in der Architektur neue Wege

Das Co-Working-Prinzip verändert auch die Baukunst: Statt Firmenzentralen werden Dörfer für Angestellte mitten in der Stadt gebaut

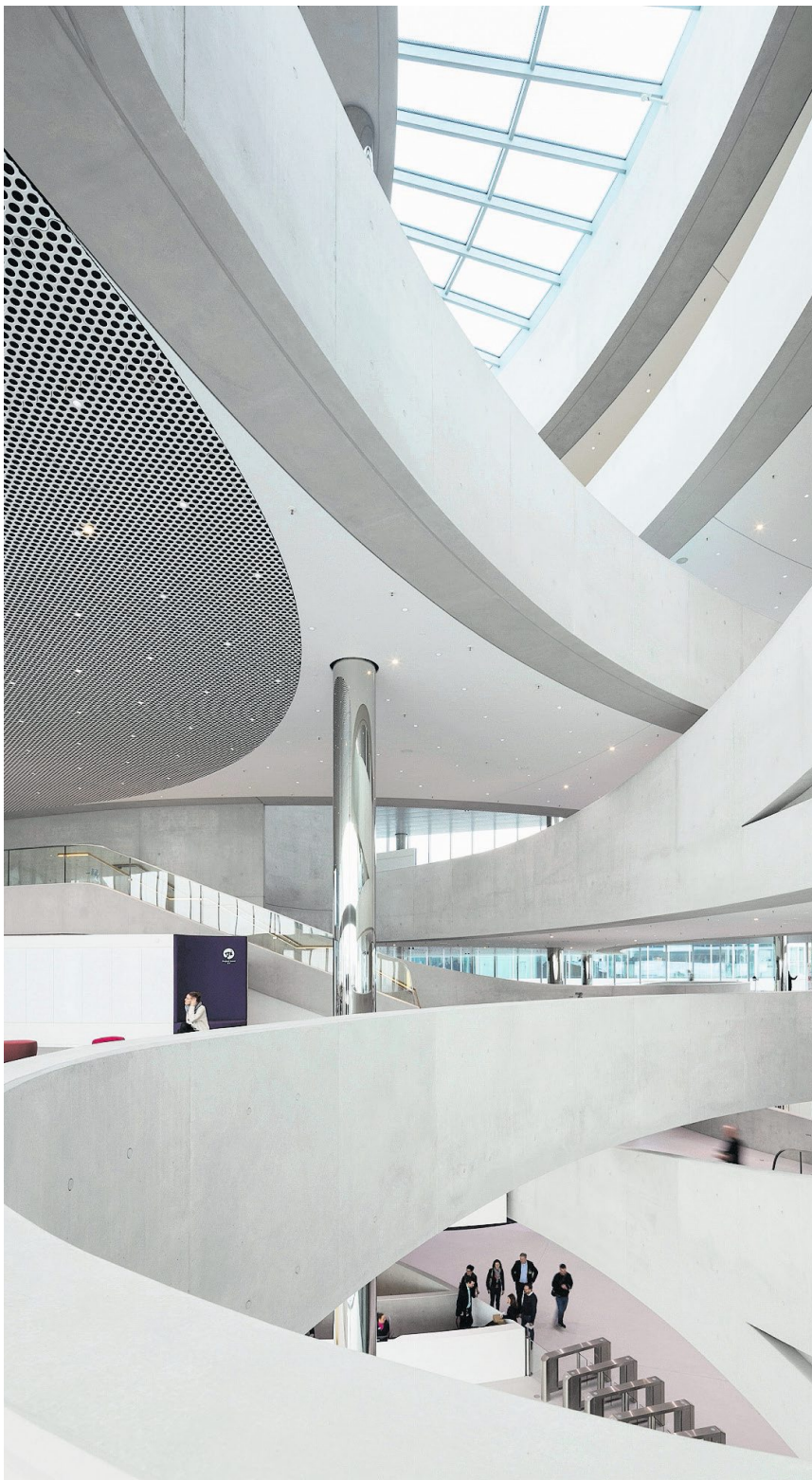
OLIVER HERWIG

Wenigstens dafür dürfen wir Apple, Facebook und Google dankbar sein: Graue Flure und Zellenbüros haben ausgedient. Unternehmensarchitektur verlangt inzwischen wandelbare Kommunikationslandschaften. Häuser, die noch immer als Abbild und Körper hierarchischer Unternehmen dienen, werden umgebaut oder gar abgerissen wie das BASF-Hochhaus in Ludwigshafen von 1957.

«Architektur für Unternehmen dreht sich heute nicht mehr um Monumentalität, sondern um Werte», sagte Werner Sübai, Gesellschafter von HPP Architekten, jüngst im Museum für Angewandte Kunst Köln. Ist das ein Trend, eine geschickte PR-Aktion grosser Unternehmen oder gar ein Paradigmenwechsel? Sübai führte statt bekannter Ikonen wie des Chrysler Building oder des Düsseldorf Dreisiebenhauses von 1960 lieber neue Werte – unternehmerisches Mindset – an: das Streben nach Gesundheit etwa, Individualisierung, Konnektivität, Urbanisierung, Neo-Ökologie, New Work und Globalisierung. Seine Schlussfolgerung: Architektur müsse ihnen einen Rahmen geben, der auch in dreissig Jahren noch relevant sei, und Arbeitsformen aufnehmen, «die wir heute noch nicht kennen». Was das konkret bedeutet? Ultraflexible Räume mit reversiblen Wänden und offenliegenden Decken, aus denen Kabelkanäle und Anschlüsse hängen, die man später vielleicht einmal brauchen könnte? Eher nicht. Büros mit Zukunft zelebrieren das Miteinander, und zwar nicht mehr nur am Arbeitsplatz, sondern im Dazwischen, im Flur, im Eingangsbereich und in der schon zum Klischee verkommenen Lounge.

Campus mit Kita

Als die Architekten von Kadawittfeld den Wettbewerb um das Direktionsgebäude der AachenMünchener gewannen, punktetten sie mit einem genialen Schachzug. Sie klinkten das Firmengelände ins Netz der Strassen ein. Die Architekten wollten keinesfalls tote Restflächen, die nach Büroschluss wie schwarze Löcher in der Stadt wirken. Sie propagierten eine direkte Fussgänger Verbindung vom Hauptbahnhof zum Zentrum, inklusive spektakulärer Freitreppe,



Im Merck Innovation Center in Darmstadt löst ein Band die Trennung einzelner Etagen auf. «Wir arbeiten alle auf einer Ebene», lautet die Botschaft.

HG ESCH

während sich das Haus selbst entlang eines Boulevards organisiert. Die Hauptschlagader des Direktionsgebäudes bilden informelle Besprechungszonen. Das Haus selbst wird zu einer überbauten Flanier- und Kommunikationszone.

Nicht mehr das Büro sei entscheidend, sondern der Weg dorthin, sagt auch der Architekt Martin Henn, der das neue Zalando-Headquarter für 6000 Angestellte am Spreeufer in Berlin-Friedrichshain baut. Ach was Hauptquartier, eigentlich handelt es sich um eine Art Campus mit angeschlossener Kita, der die Berliner Blockrandbebauung mit den üblichen Fingern grosser Bürobauten verschmilzt und dadurch Freiräume ins Haus bringt. Die mäandrierende Glashaut ist dabei nicht so entscheidend wie die innere Struktur des Gebäudes – angelegt als Netzwerk von Fluren, die augenzwinkernd «Catwalk» heissen. Ganz ähnlich arbeiten Henn Architekten beim Merck Innovation Center in Darmstadt, bei dem einzelne Etagen durch ein internes Band aufgelöst werden. Oben und unten sind hier faktisch aufgehoben. «Wir arbeiten alle auf einer Ebene», lautet die Botschaft.

Baustein der Stadt

Im 19. Jahrhundert stülpten Industrielle noch alte Herrschaftsarchitekturen über ihre hochmodernen Produktionsanlagen. Und noch vor fünfzig Jahren waren Unternehmenszentralen meist Monumente der Macht, mit langen Korridoren, Vorzimmern und Vorstandsetage. Heute aber schwärmen alle von Co-Creation, Co-Culture und Co-Working. Das hat Konsequenzen für die Corporate Architecture. Da ist plötzlich von einem Dorf der Angestellten samt Marktplatz die Rede – oder gar von einem Labor. Die Vertikale, Zeichen von Macht und Ordnung, wird durch das Netzwerk abgelöst – oder zumindest den Flachbau, wie im Langenthaler Hauptsitz der 3M EMEA (Marazzi + Paul Architekten AG Zürich).

Transparenz und Offenheit nach innen, zeichenhafte Anmutung nach aussen – so lässt sich die Strategie vieler der jüngsten Neubauten von Unternehmen beschreiben. Corporate Architecture tritt damit vernetzt und kommunikativ auf wie noch nie. Das ist natürlich nicht nur der Menschenfreundlichkeit ge-

schuldet, sondern hat einen unternehmerischen Nutzen. Wer sich wohl fühlt und austauscht, sollte produktiver und kreativer sein.

So soll aus dem Unternehmens-Solitär ein wandlungsfähiger Baustein der Stadt werden und aus dem Ort der Macht und der Hierarchien ein Ort der Kommunikation. Gerhard Wittfeld, Geschäftsführer von Kadawittfeldarchitektur, sieht solche Architektur «als Schnittstelle zwischen virtueller und realer Welt» und verkauft sie gerne als «wichtigen Identitätsfaktor für die Mitarbeiter». Denn der «war for talents» geht in die nächste Runde. Angestellte können inzwischen einiges erwarten, wenn sie bei einem der grossen Konzerne anheuern. Die kalifornische Phalanx hat vorgelegt – so sehr, dass Salatbuffets, vegane Kost und Fitnessprogramme fast schon zum guten Ton gehören. Weiche Faktoren und nicht nur Einstiegsgehalt und Firmenwagen bestimmen, wie ein Unternehmen wirkt und welche Anziehungskraft es auf die künftige (digitale) Elite ausübt. Hinzu kommt längst auch eine Architektur der flachen Hierarchien. Bereits 2006 gab John Maeda mit seinen «Laws of Simplicity» die Arbeitsgrundlage des neuen Jahrtausends vor. Sein Schlüsselsatz in Bezug auf Macht (ausübung) lautete «Use less, gain more». Auf Architektur übertragen, könnte das heissen: weniger Macht zeigen und dafür bessere Mitarbeiter gewinnen.

Auch daher scheint Corporate Architecture nicht mehr auf ikonische Firmenzentralen angewiesen, die durch kristalline Härte (IG Farben), Hightech-Anmutung (Lloyd's of London) oder Perfektion (Apple-Campus) Macht und Überlegenheit ausstrahlen; sie geht einen neuen, geschickteren Weg, um schlankeren Organisationen Ausdruck zu verleihen. «Durch ganzheitliche und integrative Konzepte können Unternehmen mit Architekten unsere Zukunft gestalten und einen Teil zur Lösung von ökologischen, ökonomischen, sozialen und politischen Herausforderungen beitragen», ist Jochen Siegemund überzeugt, der Corporate Architecture an der Kölner Technischen Hochschule lehrt. Das Schlüsselwort lautet «können». Die Gebäude sind nun auf Kommunikation getrimmt. Bleibt die Frage, über was darin gesprochen wird – und werden darf.

Putins Philosoph aus Zollikon

Im Schweizer Exil hat Iwan Iljin eine Verfassung für das postkommunistische Russland ausgearbeitet. Heute berufen sich konservative Kräfte auf ihn

ULRICH M. SCHMID

«Ich lebe nur für Russland», so fasste der konservative Religionsphilosoph Iwan Iljin (1883–1954) den Sinn seiner entbehrensreichen und abenteuerlichen Biografie zusammen. Nach einem Studium der Rechtswissenschaften und der Philosophie hatte er 1909 den Titel eines Privatdozenten der Rechtsphilosophie an der Moskauer Universität erlangt. Wie im zaristischen Universitätssystem üblich, begab sich Iljin anschliessend auf eine ausgedehnte Reise nach Deutschland und debattierte mit den akademischen Grössen seiner Zeit. Dazu gehörten Georg Jellinek, Heinrich Rickert, Edmund Husserl und Georg Simmel.

Eine Verfassung für später

In den Wirren der Oktoberrevolution verteidigte Iljin seine Dissertation über «Die Philosophie Hegels als Lehre von der Konkretheit Gottes und des Menschen». Bereits der Titel signalisiert den Vektor von Iljins philosophischem Schaffen: Er versuchte, die westliche Wissenschaftsphilosophie mit der spekulativen Theologie zu verbinden.

Als eingeschworener Gegner der Bolschewiki engagierte sich Iljin im Bürgerkrieg auf der Seite der Weissen. Er wurde mehrmals verhaftet und schliesslich 1922 auf einem der «Philosophendampfer»

aus Sowjetrußland ausgewiesen. Im Berliner Exil entfaltete er eine fieberhafte Vortrags- und Publikationstätigkeit. Allerdings wurde er nach der Machtergreifung der Nazis mit einem Lehr- und Schreibverbot belegt und aus Deutschland herausgedrängt. Durch die Vermittlung des Komponisten Sergei Rachmaninow gelang es Iljin und seiner Frau, 1938 in die Schweiz überzusiedeln und sich in Zollikon niederzulassen.

Die Schweizer Aufenthaltsbewilligung verbot ihm jegliche politische Tätigkeit. Diese Beschränkung hinderte ihn jedoch nicht, im Stillen eine Verfassung für das postkommunistische Russland auszuarbeiten. Dabei mochte sich Iljin nicht am Vorbild der westlichen Republiken orientieren. Ihm schwebte für das erneuerte Russland ein «monarchisches Rechtsbewusstsein» vor. Den Staat definierte er als positivrechtliche Erscheinungsform der Heimat. Die Macht sollte von einer geistigen Aristokratie ausgeübt werden.

Nicht das westliche Misstrauensprinzip der «checks and balances» soll dabei das Funktionieren des Staates gewährleisten, sondern das Vertrauen der Bürger in die politische Führung. Allerdings ist der Monarch in Iljins Deutung selbst an das höchste Naturrecht gebunden und muss die Fähigkeit seines Volkes zur Selbstverwaltung und zur Kreativität fördern. Iljins organisches Staatskonzept

hat im russischen neokonservativen Denken der Ära Putin eine neue Aktualität erhalten. Präsident Putin berief sich in zwei Ansprachen auf Iljin als Gewährsmann für eine genuin russische Gesellschaftsordnung, die auf religiösen Werten beruht.

Kurz vor seinem Tod konnte er seine «Axiome der religiösen Erfahrung» in Paris veröffentlichen. Dabei griff er auf zentrale Gedanken der philosophischen Tradition von der griechischen Antike bis zum deutschen Idealismus zurück. Sokrates war für Iljin ein «Christ, der für Christus zu früh war». Hegels Religionsphilosophie hingegen erschien ihm als zu rationalistisch, weil Hegels Gott durch Leiden erst zu dem werden müsse, was er sein soll. Allerdings könne sich nur ein unvollkommener Un-Gott einer solchen Dialektik unterwerfen.

Nur dem Gewissen verpflichtet

Iljin erhob die Evidenz des göttlichen Geistes zum höchsten Lebensprinzip. Freilich geriet er dadurch auch in Konflikt mit der russisch-orthodoxen Kirche. Iljins Insistieren auf dem göttlichen «Logos» in seiner Schrift «Weg der geistigen Erneuerung» erschien den Kirchenoberen in den dreissiger Jahren als zu «johanneisch». Allerdings liess sich Iljin von solch dogmatischen Bedenken nicht beirren und verfolgte konsequent sein

eigenes Projekt einer Integration von Denken, Glauben und Leben.

Dass sich Iljin nur seinem eigenen Gewissen und der philosophischen Wahrheit verpflichtet fühlte, zeigt auch sein Buch «Über den gewaltsamen Widerstand gegen das Böse» aus dem Jahr 1925. Iljin setzte sich darin polemisch mit Leo Tolstois berühmtem moralischem Grundsatz «Widerstehe dem Bösen nicht mit Gewalt» auseinander. Tolstoi hatte argumentiert, dass gewaltsamer Widerstand gegen das Böse nur neues Unrecht hervorbringe.

Iljin verfasste sein Buch unter dem unmittelbaren Eindruck der bolschewistischen Machtergreifung und des russischen Bürgerkriegs. Er rief dazu auf, den Mut zu haben, «zu verhaften, zu verurteilen und zu erschliessen». In einer Reihe von Vorträgen, die er in ganz Europa vor russischen Exilanten hielt, verwies Iwan Iljin auf das Vorbild des Erzengels Michael und des Drachentöters Georg und hielt fest: «Wir werden dann siegen, wenn unser Schwert wie Liebe und Gebet sein wird, unser Gebet und unsere Liebe aber das Schwert!»

Die gewaltsame Bekämpfung des Bösen ist aus Iljins Sicht ein notwendiges Übel, durch das der Verteidiger des Guten Schuld auf sich lädt. Dessen muss er sich bewusst sein. Denn nur eine anschliessende religiöse Askese könne den Gotteskämpfer wieder sittlich läutern.

Iljins Buch löste eine heftige Kontroverse aus. In Sorrent regte sich Maxim Gorki über Iljins «Evangelium der Rache» auf, das die Tötung von Kommunisten erlaube. In Paris kritisierte Nikolai Berdjajew, dass Iljin die bolschewistische Tschecha des Teufels mit einer Tschecha Gottes bekämpfen wolle.

Militarisierung des Glaubens

In Berlin nahm der liberale Publizist Pjotr Struve Partei für Iljin und erklärte seinen Gegnern, dass die russischen Seelen keine doppelte Buchhaltung vertragen: Religiöser Eifer müsse sich unbedingt mit Patriotismus verbinden.

Iljins Forderung nach einer Militarisierung des Glaubens wird von Scharfmachern heute gern aufgegriffen. In einer Publikation des ultrakonservativen Isborsker Klubs heisst es: «Die russischen Waffen sind heilig. Heilig deshalb, weil sie immer zur Verteidigung unserer Heiligtümer eingesetzt wurden.» Der Unterschied zwischen damals und heute besteht freilich darin, dass sich Russland unter Putin in einem imaginären Belagerungszustand befindet.

Iwan Iljin: Über den gewaltsamen Widerstand gegen das Böse. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Andorján Kovács. Übersetzt von Sascha Rudenko. Edition Hagia Sophia, Wachtendonk 2018. 421 S., € 27.50.